

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

❖ | SCHERZ

KOETHI ZAN

NUR DAS
BÖSE

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Verena Kilchling

 | SCHERZ



Erschienen bei FISCHER Scherz

Die Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel »The Follower« bei Harvill Secker,
an imprint of Penguin Random House UK, London
Copyright © 2017 by Koethi Zan

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-651-02514-1

1

JULIE BROOKMANS LEBEN war absolut perfekt. Sie drehte den Rückspiegel im Auto ihres Bruders in ihre Richtung und wischte sich einen Mascaraflleck aus dem Augenwinkel, der dort nicht hingehörte. Nachdem sie ihre langen, rotgoldenen Haare bewundert hatte, setzte sie ein Lächeln auf, das ihre grünen Augen zum Funkeln brachte.

Vier Tage vor Abgabefrist war sie mit ihrer Hausarbeit über die Dichter des amerikanischen Transzendentalismus fertig geworden und hatte vor, sie am nächsten Morgen abzugeben. Professor Greenfield war ihr Lieblingsdozent. Vielleicht war sie sogar ein klein wenig in ihn verschossen, aber das war nicht der Grund für ihre überpünktliche Abgabe. Julie erledigte immer alles frühzeitig und bemühte sich, besser zu sein als alle anderen.

Für diese Hausarbeit hatte sie sich bei ihren Eltern in Westchester eingenistet, weil sie der Ansicht war, in ihrem alten Mädchenzimmer am besten schreiben zu können. Einer ihrer Grundsätze lautete nämlich, dass eine gewisse Routine ausschlaggebend für den Erfolg war. Sie hatte beschlossen, den letzten Zug zurück in die Stadt zu nehmen und ihren Text am nächsten Morgen noch einmal gründlich durchzulesen, bevor sie auf Absenden klickte.

Ryan bog auf den Parkplatz des Bahnhofs ein.

»Alles klar, kleiner Bruder«, sagte Julie und drehte sich

zur Rückbank um, um sich ihre Computertasche zu schnappen. »Du kannst mich hier rauslassen.«

»Ich kann auch mit dir warten«, bot er an, allerdings erst nach merklichem Zögern.

Julie zog ihr Handy aus der Tasche.

»Wir sind viel zu früh dran. Wäre doch blöd, wenn du so lange warten müsstest. Ich komme schon klar.« Sie nickte Richtung Bahnhofsgebäude. »Kurt ist da drinnen, siehst du? Fahr du ruhig und triff dich mit Janie.«

Er sah sie unsicher an, aber es war offensichtlich, dass er weg wollte.

»Na los. Alles okay, wirklich.« Sie wuschelte ihm durch die Haare, die so lang waren, dass sie seine Augen verdeckt hätten, wären sie nicht an den Enden nach oben gewellt gewesen. Ryan war absolut hinreißend. »Jetzt hast du ein gutes Alibi. Mom wird nicht mal fragen, wo du warst. Die wertvolle Zeit musst du nutzen, bevor sie und Dad dir wieder Hausarrest aufbrummen.«

Ryan verdrehte die Augen.

»Aber warte drinnen, okay?«, sagte er, immer noch zögernd.

Julie nickte, legte sich den Riemen ihrer Tasche über die Schulter und zog zweimal an dem kleinen silbernen Herzen, das am Reißverschluss befestigt war. Ihr Glücksbringer.

»Klar. Kurt und ich – beste Kumpels.«

Julie stieg aus dem Auto und spähte durchs Fenster des Bahnhofsgebäudes ins Innere, wo sie Kurts Silhouette ausmachte. Er stand hinter dem Schalter und ging die Kassenbelege durch. Julie wusste, dass er bis ein Uhr morgens da sein würde. Sie war schon hundertmal mit diesem späten Zug gefahren.

Ryan lenkte das Auto in einer schwungvollen Kurve auf die Straße zurück, wobei die Reifen auf dem Kies durchdrehten. Julie winkte ihm halbherzig hinterher, obwohl sie sicher war, dass er nicht zu ihr zurückblickte. Die Jugend heutzutage. Sie grinste.

Es war ein schöner Abend Ende September, und die Luft war noch warm. Die Sterne, sofern man sie so nah an der Großstadt erkennen konnte, leuchteten um die Wette. Sie zog eine Schachtel Zigaretten hervor und klopfte sie gegen den Pfosten der hölzernen Veranda, die um das Bahnhofsgebäude herum verlief. Statt hineinzugehen, setzte sie sich auf die Bank unterhalb des Fensters, zündete sich eine Zigarette an und nahm einen langen, genüsslichen Zug. Ihre Eltern waren strikt gegen dieses Laster, und rein theoretisch musste sie ihnen recht geben, aber diese erste Zigarette seit zwei Tagen schmeckte einfach zu gut.

Sie blies einen langen Rauchstoß in die Luft und rieb geistesabwesend den Reißverschluss ihrer Tasche. Diese Hausarbeit war besser als alles, was sie im letzten Jahr geschrieben hatte. Ob sie versuchen sollte, sie zu veröffentlichen? Professor Greenfield kannte bestimmt die richtigen Medien dafür. Selbst wenn sie sie nicht veröffentlichte, war die Hausarbeit ein weiterer Schritt Richtung J.-Burden-Senior-Preis im nächsten Jahr.

Sie stand auf und ging zu der Treppe, die zu den Gleisen hinüberführte, zog ein letztes Mal an der Zigarette und ließ sie auf den Gehweg fallen. Nachdem sie sie mit dem Schuh ausgetreten hatte, hob sie den Fuß, um unter der Schuhsohle nachzusehen. Sie hatte da diesen Fimmel, was Zigarettenstummel anging: Wenn sie an ihr kleben blieben, brachte

das Unglück. Aber ihre Sohle war rein. Sie lachte vor sich hin. Ja, dachte sie, genau wie meine Seele.

Sie zog ihr Handy aus der Tasche und sah auf die Uhr. Noch fünfzehn Minuten bis zur Ankunft des Zuges. Sie öffnete Instagram, scrollte durch einige Posts, tippte ein paar-mal auf »Gefällt mir«. Langweilig. Sie checkte die neuesten Meldungen der *New York Times*. Schickte eine Textnachricht an Mark. *Liebe dich*.

Dann wartete sie. Er antwortete nicht. Wahrscheinlich hatte er sein Handy nicht bei sich. Sie starrte noch ein paar Sekunden aufs Display und wartete. Nichts.

Elf Minuten.

Sollte sie im Zug lesen oder versuchen, ein Nickerchen zu machen? Es war immer ein Glücksspiel, ob sie auf den Sitzen der Metro North schlafen konnte. Sie war sehr geruchsempfindlich, und das schreckliche Kunstleder der Sitze blieb an ihrer Haut kleben, wann immer sie sich bewegte. Aber sie konnte ja jederzeit den Artikel aus dem *New Yorker* lesen, den sie heruntergeladen hatte.

Plötzlich gingen die Lichter im Bahnhofsgebäude aus. Sie drehte sich verdutzt um. Machte Kurt heute früher Feierabend? Sie lief zurück und sah durch die Glasfassade, dass der Schalter geschlossen war. Also ging sie zum Seiteneingang und zog an der Tür. Verriegelt. Kurt war nach Hause gegangen. Sie hätte erwartet, dass er sich von ihr verabschiedete, bevor er ging, oder sogar mit ihr wartete, bis der Zug kam. Andererseits: Vielleicht hatte er sie hier draußen gar nicht bemerkt? Sie warf einen Blick zur Ausfahrt des Parkplatzes, wo tatsächlich gerade ein Auto auf die Straße abbog. Aber warum hätte Kurt um diese Zeit nach Hause fahren sollen? Hatten sich etwa die Abfahrtszeiten der Züge geändert?

Verdammt. Das war ihr schon einmal passiert. Sie machte einen Schritt auf die Anschlagtafel zu, um auf dem Fahrplan nachzusehen, und hatte auf einmal das unheimliche Gefühl, nicht allein zu sein.

Sie fuhr herum, um zu sehen, wer hinter ihr stand, doch bevor sie die Drehung ganz vollzogen hatte, presste sich eine in einem Lederhandschuh steckende Hand gegen ihr Gesicht und zwang ihren Kopf nach hinten.

Anfangs nahm sie nur den Schmerz wahr.

Aua, das tut weh!

Sie war zu desorientiert, um zu verstehen, was mit ihr passierte, bis ihr Angreifer sie an Kopf und Hals quer über den Parkplatz zerrte. Ihre Füße hatten Mühe, mitzuhalten und den Bodenkontakt nicht zu verlieren. Wenn sie hinfiel, würde sie der Arm, der um ihren Hals lag, erwürgen.

Auch so bekam sie kaum noch Luft. In ihrem Kopf schwirrte alles durcheinander. Sie musste dringend wieder atmen können – *jetzt sofort.*

Ihr Angreifer lockerte seine Umklammerung ein wenig, gerade noch rechtzeitig. Mit großen, hastigen Atemzügen sog Julie die Luft ein, während sie sich zu orientieren versuchte. Ihr Blick schoss umher und suchte nach einem Fluchtweg. Innerhalb von Sekundenbruchteilen hatte sie alles erfasst: Sie befanden sich auf dem Parkplatz jenseits des Bahnhofsgebäudes, es war keine Menschenseele zu sehen. Vom Highway drang Scheinwerferlicht durch die Bäume zu ihnen herüber – zu weit weg, um Hoffnung zu verheißen.

Dann war ihr Körper plötzlich in der Luft. Sie landete im Laderaum eines Lastwagens, der Aufprall war so hart, dass ihr die Luft wegblieb. Nichts drang aus ihrem Mund, als sie zu schreien versuchte. Hinter ihr wurde eine metallene

Rolltür heruntergezogen, die sie von der Außenwelt abschneidet. Die Tür rastete ein und wurde verriegelt, kurz darauf ging wummernd der Motor an.

In diesem Moment kehrte ihre Stimme zurück, und sie schrie mit aller Macht. Zunächst drang nur ein fremder, kehliger Laut aus ihrem Mund, den sie noch nie zuvor gehört hatte. Dann brachen nutzlose Worte aus ihr hervor.

»Was soll das, verdammt nochmal? Lassen Sie mich raus!«

Sie kroch den leeren, kalten Boden des Laderaums entlang. Der Lastwagen schlingerte, und sie flog zur Seite und knallte gegen die Seitenwand, die mit einer dicken Schicht Styropor gepolstert war. Sie krallte sich mit den Fingernägeln daran fest, woraufhin kleine Stücke herausbrachen und an ihren Fingern kleben blieben.

»Was ist das für eine Scheiße?«

Nachdem sie sich die Hände an ihrer Jeans abgewischt hatte, ließ sie sich wieder auf alle viere nieder, um im Stockdunkeln zum Ende des Laderaums zu krabbeln und nach einem Türgriff zu suchen.

Schließlich fand sie einen ganz rechts an der Seite und mühte sich damit ab, zog mit aller Kraft daran. Die Rolltür knarrte laut, ließ sich jedoch nur einen winzigen Spalt aufziehen. Sie sah die Straße im Mondlicht unter sich vorbeiziehen. Der Lastwagen fuhr schnell, aber nicht so schnell, dass es Aufmerksamkeit erregt hätte.

Julie ließ die Tür los, woraufhin sie wieder einrastete. Sie hämmerte mit den Fäusten dagegen.

»Hilfe! Ich bin hier drinnen! Ich bin hier!«, brüllte sie, bis sie heiser war, aber an der Art, wie ihre Schreie dumpf verklangen, erkannte sie, dass das Styropor seinen Zweck erfüllte. Sie krabbelte von der Tür weg und stützte sich mit

einer Hand an der Seitenwand ab, während der Lastwagen die Straße entlangrumpelte.

»Okay, Julie, reiß dich zusammen. Denk nach.«

Aber sie konnte nicht nachdenken. Ihr Verstand raste von einem Gedanken zum anderen, und keiner davon war hilfreich.

»Das passiert alles nicht. Das passiert nicht«, jammerte sie, während sie in der gewaltigen Leere des Laderaums herumtastete und versuchte, sich zu konzentrieren. Sie klopfte ihre Kleidung ab, auf der Suche nach irgendetwas, was ihr helfen konnte. Ihr Handy musste ihr aus der Hand gefallen sein, als er sie gepackt hatte. Man würde es morgen finden und Alarm schlagen.

Ihre Computertasche. Verschwunden. Er musste sie ihr von der Schulter gerissen haben. Der Gedanke an ihre Hausarbeit schwirrte ihr durch den Kopf.

»Das ist jetzt wirklich dein geringstes Problem«, murmelte sie und rieb sich frustriert das Gesicht.

Dann schob sie ihre Hände in die Jackentaschen und suchte nach einem Gegenstand – irgendeinem –, den sie als Waffe verwenden konnte. Schließlich zog sie einen Stift hervor. Das war nicht viel, aber sie konnte damit auf seine Augen oder die Leistengegend zielen. Auf die empfindlichen Stellen. Einfach geschlagen geben würde sie sich jedenfalls nicht.

Mit dem Stift in der Faust, kauerte sie sich in eine Ecke, während ihr das Herz bis zum Hals schlug. Sie war bereit zum Angriff, auch wenn ihre Atmung viel zu hektisch klang in ihren Ohren. Es war unmöglich, sich zu konzentrieren, unmöglich, sich nicht von Panik überwältigen zu lassen.

Eine lange Zeit verging, in der nichts passierte, Stunden,

in denen sie im Laderaum des Lastwagens kauerte und sich jedes erdenkliche Szenario ausmalte, das sich ereignen könnte, wenn die Tür nach oben geschoben wurde, Stunden, in denen sie versuchte, ihre chaotischen Gedanken zu ordnen, den Schock von der Wut und der Angst zu trennen, sich zu der Erkenntnis zu zwingen, dass sie sich diesem Horror ganz allein stellen musste.

»Ich will zu meiner Mutter«, wimmerte sie vor sich hin. »Ich will zu Mark. Ich will die Zeit zurückdrehen und Ryan bitten, mit mir zu warten. Ich bin so eine dumme Kuh. Nein, so darf ich nicht denken.

Na los, Julie. Reiß dich zusammen. Vor morgen früh wird niemand merken, dass du verschwunden bist, und dann könnte es zu spät sein. Du musst hier raus, sobald er anhält. Na los, du schaffst das. Reiß dich verdammt nochmal zusammen.«

Dann wurde ihr Körper ohne Vorwarnung erneut zur Seite geschleudert. Sie bogen ab. Es musste eine scharfe Kurve bergauf sein, denn der Lastwagen tat sich schwer und schwankte hin und her, während der Fahrer herunterschaltete, um die Steigung zu schaffen. Nach einer Weile erreichte der Wagen wieder ebenes Gelände und wurde langsamer, bis er schließlich ganz anhielt.

Julie stand auf und tastete sich mit den Händen an der Seitenwand entlang, bis sie das Ende des Laderaums erreicht hatte. Dort drückte sie sich an die rechte Wand und hoffte, dass er sie auf diese Weise nicht sofort entdeckte. Dann konnte sie herausspringen, an ihm vorbeirennen und versuchen zu fliehen.

Als er die Tür hochrollte, tauchte seine Gestalt aus dem Schatten auf, beleuchtet von einem grellen Licht, das hinter

ihm schien. Zentimeter für Zentimeter wurde seine Silhouette sichtbar. Sein Gesicht kam ihr bekannt vor, aber sie hatte keine Zeit zu überlegen, woher. Nachdem sie ihren ganzen Mut zusammengenommen hatte, rannte sie los und stürzte sich von der Ladefläche.

Auf dem Boden angekommen, schoss sie zur Seite, fest entschlossen, am Lastwagen entlangzurennen und den Abhang hinunter zu fliehen. Genau das hatte er natürlich vorhergesehen, und er war schnell. Sie hatte nicht den Hauch einer Chance.

Er packte sie beim Arm und riss sie herum. Ihr Blick begegnete seinen bohrenden, furchteinflößend hellen Augen, in denen unterdrückte Wut loderte. Sie stürzte sich auf diese Augen, wollte mit ihrem Stift zustoßen, aber er wand ihn ihr mühelos aus der Hand. Als sie versuchte, sich aus seinem Griff zu schlängeln und ihn in die Leiste zu treten, schüttelte er sie so heftig, dass ihre Füße den Bodenkontakt verloren und ihr Kopf vor und zurück geschleudert wurde.

Dann hielt er ihr eine Pistole vors Gesicht.

Sie stand reglos da und starrte in den Lauf und auf seine Hände, die die Pistole festhielten.

»*Bitte nicht*«, war alles, was sie hervorbrachte.

Sie hatte noch nie eine Waffe aus derartiger Nähe gesehen, kannte noch nicht einmal jemanden, der eine besaß. Zitternd vor Angst, stand sie in der nächtlichen Kälte und blinzelte gegen ihre Tränen an. Der Anblick dieses Stückes Metall löste völlige Leere in ihrem Kopf aus. Nichts und niemand hatte sie auf so etwas vorbereitet.

»Bitte lassen Sie mich gehen. Das muss ein Irrtum sein. Ich verspreche, dass ich niemandem etwas erzählen werde.

Ich werde einfach sagen, dass ich abgehauen bin. Wenn Sie mich laufenlassen, erfährt keiner etwas, das schwöre ich.«

Er schien ihre Worte nicht einmal zur Kenntnis zu nehmen.

In diesem Moment hörte Julie eine Tür schlagen und drehte sich zu dem Geräusch um. Ihr Herz machte einen Sprung, sie konnte kaum glauben, was sie sah. Denn dort, nur wenige hundert Meter entfernt, stand ein hell erleuchtetes Farmhaus, aus dem eine stämmige Frau mittleren Alters getreten war und nun direkt auf sie zukam. Sie sah aus wie eine freundliche ältere Tante mit ihrem weiten Morgenmantel und den feinen braunen Haaren, die sie unordentlich hochgesteckt hatte.

Die Situation wirkte surreal, schwer zu greifen, und doch war sie da, diese Frau, und durchquerte den mondbeschiedenen Hof voller struppiger Büsche, vorbei an einer umgedrehten Schubkarre und einer Wäscheleine, an der die Hemden im Wind flatterten und mit den Ärmeln fast den Boden berührten.

Julie hielt die Frau zunächst für eine Halluzination, aber das war sie nicht, sie war real. Hoffnung stieg in ihr auf, eine Hoffnung, die sich nicht bezwingen ließ.

Ihr Entführer hielt sie immer noch am Arm fest und drückte den Lauf seiner Pistole nun gegen ihren Rücken. Julie ergriff dennoch ihre Chance, weil sie sich darauf verließ, dass er sie nicht vor dieser Zeugin umbringen würde.

»Helfen Sie mir! Dieser Mann hat mich entführt! Rufen Sie die Polizei! Laufen Sie weg, er ist gefährlich! Er hat eine Waffe!«

Sobald sie es ausgesprochen hatte, überkam sie eine Welle der Erleichterung. Endlich war Hilfe da. Vielleicht waren

sogar noch andere Menschen im Haus, die ihre Schreie gehört hatten.

Doch die Frau reagierte nicht. Sie kam einfach weiter auf sie zu, gelassen und ohne jede Eile.

»Hören Sie mich? Dieser Mann hat mich entführt! Ich brauche Hilfe!«

Plötzlich schien alles in Zeitlupe abzulaufen. Die Lippen der Frau waren zusammengepresst, ihr Blick fest auf Julies Entführer gerichtet. Die Situation war eindeutig, man konnte sie gar nicht falsch einschätzen. Die Frau musste doch verstehen, was los war! Aber ihr Gesichtsausdruck stimmte nicht.

In ihren Augen leuchtete so etwas wie Bewunderung. Sie ignorierte Julie völlig, die wie erstarrt dastand. In diesem Moment wurde Julie klar, dass die Frau nicht erschrocken war, auch nicht entrüstet oder entsetzt. Sie würde Julie nicht retten, sie vor dem Grauen bewahren.

Nein, sie würde ihr nicht helfen. Im Gegenteil.

Sie war selbst Teil des Grauens.

2

DAS UNTERGESCHOSS der Stadtbücherei von Stillwater war meist menschenleer, was Adam sehr entgegenkam. Er war bereits seit drei Stunden hier unten und hatte nicht eine einzige Person gesehen, bis auf die junge Bibliothekarin, die gewissenhaft alle fünfundvierzig Minuten nach ihm sah.

Dabei gab sie nicht sehr überzeugend vor, sich um den verwaisten Zettelkatalog kümmern zu müssen, den jemand achtlos in eine Ecke geschoben hatte. Offenbar wirkte Adam verdächtig, aber das kümmerte ihn nicht. Er war ihr keine Erklärung schuldig.

Adam drehte am Knopf des Mikrofilm-Lesegeräts und sah die Titelseiten des *Stillwater Herald* vor sich vorbeiziehen. Ob man wohl irgendwann auch Dokumente wie diese ins Internet stellen würde, so dass er seine Arbeit von einem sicheren, unpersönlichen Hotelzimmer aus erledigen konnte? Er bezweifelte es. Artikel aus kleinen, unbedeutenden Zeitungen, übrig gebliebene Geschichtsschnipsel, die niemanden interessierten. Vergessene Tragödien, Momentaufnahmen. Nicht wert, digitalisiert und ins Netz hochgeladen zu werden.

»Finden Sie alles, was Sie suchen?«

Adam zuckte vor Schreck zusammen.

»Ja, alles super.« Der Bildschirm war zu groß, um ihn mit den Händen verdecken zu können. Er leuchtete direkt vor den Augen der Bibliothekarin, mit auf vierundzwanzig Punkt vergrößerter Schrift. Sie beugte sich vor und kniff leicht die Augen zusammen, trotz ihrer knallblau gerahmten Brille.

»Oh, die Fairmont-Street-Morde. Wow, an die habe ich schon ewig nicht mehr gedacht.«

Adam drehte am Knopf, um eine andere Seite aufzurufen. Eine Werbeanzeige für Aufsitzrasenmäher von Sears erschien.

Sie warf einen Blick auf die kleinen weißen Kästen mit Mikrofilmen, die er aus den Schubladen gezogen hatte.

»Allerdings sehen Sie sich die falschen Jahre an.«

»Ich weiß. Die Originalmeldungen habe ich schon tausendmal gelesen, glauben Sie mir. Jetzt suche ich nach Folgeberichten, vielleicht anlässlich eines Jahrestags der Ereignisse. Sie wissen schon ...« Er nahm einen der Kästen hoch. »Zehn Jahre danach.« Dann den anderen. »Zwanzig Jahre.« Eigentlich war sie ganz hübsch, wie ihm jetzt auffiel. Sie war ungefähr in seinem Alter, Ende zwanzig, und ihre langen braunen Haare waren ein wenig dunkler als seine.

»Schreiben Sie ein Buch darüber?«

»Nein. Ich ermittle.« Er konnte nicht umhin, es mit einem Anflug von Stolz zu sagen.

Offenkundig fasziniert, setzte sie sich neben ihn und rollte ihren Stuhl dicht an seinen heran.

»Sie sehen gar nicht aus wie ein Cop. Eher wie einer von den Bösen.« Sie zwinkerte. Flirtete sie etwa mit ihm?

»Ich arbeite meistens verdeckt.« Früher zumindest.

»Und als was geben Sie sich aus? Als Doktorand? Gucken Sie sich mal an: Jeans, Kapuzenpullover, Dreitagebart. Sie sehen aus, als hätten sie mehrere Nächte nicht mehr geschlafen.«

Ja, sie flirtete eindeutig. Diese Feststellung erfüllte Adam mit plötzlichem Unbehagen. Er konzentrierte sich nun schon so lange ausschließlich auf diesen Fall, dass er ganz vergessen hatte, wie sich normale zwischenmenschliche Kontakte anfühlten.

»Sie waren diese Woche jeden Tag hier. Ganz schön fleißig.«

Er hob den Kopf und sah sie an. Offenbar hatte sie ihn beobachtet.

Sie errötete. »Es kommen nicht so viele Leute in Ihrem Alter her. Deshalb sind Sie mir aufgefallen.«

»Sind Sie aus Stillwater?«, fragte er, hauptsächlich, um die unbehagliche Stille zu füllen.

»Ja. Ich bin hier geboren und aufgewachsen.« Dieser Umstand schien sie nicht gerade mit Stolz zu erfüllen.

»Dann können Sie mir vielleicht weiterhelfen. Ich könnte ein bisschen Insiderwissen gebrauchen. Sie wissen schon: wo die jungen Leute abhängen ... solche Dinge.«

»Klar, ich helfe Ihnen gern.« Sie räusperte sich. »Dienstags schließen wir früher. Sie haben nicht zufällig Lust, später einen Happen essen zu gehen? Das Savoy ist gar nicht so übel und nur ein paar Türen entfernt. Beim Abendessen könnte ich Ihnen einen kurzen Überblick verschaffen.«

Sein Blick wanderte zum Mikrofilm-Lesegerät. Es warteten noch so viele Artikel auf ihn. Als er zu ihr zurückblickte, hatte sie die glänzenden roten Lippen zu einem schiefen Lächeln verzogen. Das Angebot war verlockend, das musste er zugeben.

Ein weniger zielstrebigere Mann hätte es sicher angenommen. Ein Mann ohne Mission. Auch wenn es nicht den Anschein machte: Adam wusste, dass er der Sache näher kam, das spürte er einfach. Er konnte jetzt nicht aufhören, nicht einmal für eine Minute.

»Vielleicht nächste Woche?« Er fing an, die Seiten einzusammeln, die er sich ausgedruckt hatte. »Ich stehe kurz vor einem Durchbruch und werde wahrscheinlich die ganze Nacht durcharbeiten.« So wie die meisten anderen Nächte auch.

»Die ganze Nacht? Ihr Einsatz ist wirklich bewundernswert. Muss eine wahnsinnig wichtige Ermittlung sein.« Sie zeigte auf die Kästen. »Glauben Sie, dass es ein Serienmörder war? Davon hört man immer wieder, nicht wahr? Der

Kerl verbringt zwanzig Jahre im Gefängnis, und sobald er entlassen wird, beginnt die Mordserie von neuem.« Sie erschauerte und machte ein übertrieben ängstliches Gesicht. »Hier in der Gegend treibt sich doch hoffentlich kein Serienmörder herum, oder? Falls doch, sollten Sie mich unbedingt nach Hause begleiten.« Sie grinste.

»Ich denke, Sie können sich sicher fühlen und getrost allein nach Hause gehen.« Er grinste zurück. »Nein, im Ernst: Das Material hier muss ich alles noch sichten.« Er zeigte auf den Stapel mit Ausdrucken. »Ich arbeite jetzt schon seit sehr langer Zeit an der Sache und bin endlich auf eine heiße Spur gestoßen.«

»Heißt das, dass Sie noch eine Weile hier in Stillwater bleiben?«

»Möglicherweise. Ich bin auf der Suche nach einem Mann und einer Frau, die vor zwanzig Jahren durch diesen Ort gekommen sind. Da muss ich natürlich ein wenig tiefer graben. Ich habe nämlich keine Ahnung, wohin sie von hier aus weitergezogen sind. Die beiden sind spurlos verschwunden.«

Die junge Bibliothekarin zuckte mit den Schultern.

»Ach, Sie werden sie schon finden. Menschen verschwinden nicht einfach so, das müssten Sie eigentlich wissen, Officer. Sie hinterlassen immer ihre Spuren, man muss nur genau hinsehen ...« Sie rollte mit ihrem Stuhl noch näher heran, bis sich ihre Knie berührten und er ihren blumigen Duft wahrnahm. »Und zwar ganz aus der Nähe.«

Er rückte ein wenig von ihr ab. Jetzt war er derjenige, der errötete.

»Dann bis bald«, verabschiedete sie sich und stand auf. »Vielleicht sehen wir uns ja morgen wieder. Legen Sie die

Mikrofilme bitte auf jeden Fall in das Rückgabefach, ja? Das gelbe, neben dem Kopierer.« Sie lächelte.

Leicht benommen beobachtete er, wie sie davonstöckelte, und dachte: *Sie hat recht. Ich muss einfach noch genauer hinsehen.*

3

CORA SCHLEIFTE eine schwarze Mülltüte aus der Vorratskammer in die Küche. Nach und nach nahm sie ihren Inhalt heraus und legte jeden Gegenstand vorsichtig auf den wackligen Holztisch. James hatte gut daran getan, die Habseligkeiten des Mädchens einzusammeln.

Nun lagen sie vor ihr: das kleine schwarze T-Shirt und die dunkle Skinny-Jeans, die hellbraune Lederjacke, Größe 34, nagelneue knöchelhohe Turnschuhe, Größe 38/39. Cora machte sich nicht die Mühe, irgendetwas zusammenzulegen, hielt jedoch inne, um über das weiche Leder der Jacke zu streichen.

Dann wühlte sie erneut in der Mülltüte herum, fischte ein zertrümmertes iPhone heraus und legte es neben die Kleider. Als Nächstes nahm sie eine schwere schwarze Computertasche aus der Tüte, stellte sie aufrecht auf den Tisch und öffnete den Reißverschluss. Daran hing an einer Metallkette ein herzförmiges Silbermedaillon. Sie hakte die Kette auf und ließ sie in die Tasche ihres Kleids gleiten. Es schadete bestimmt nicht, wenn sie einen derart winzigen Gegenstand für sich behielt.

Sie zog den flachen Laptop aus seinem gepolsterten Fach. Noch nie hatte sie einen so schönen Gegenstand in den Händen gehalten. Was er wohl gekostet hatte? Sie fuhr mit der flachen Hand über seine kühle Oberfläche, stellte sich vor, der Laptop würde ihr gehören, und spürte, wie der Neid in ihr aufloderte. Sie musste einen klaren Kopf bewahren, wie James es ihr beigebracht hatte, musste sich auf ihre Pflicht konzentrieren. Ja, sie musste mutig sein, stark und zielstrebig, dann würde sie auch den Lohn dafür ernten.

Sie klappte den Laptop auf und strich mit den Fingern über die Tastatur. Auch dieser Computer musste verschwinden. Das gehörte zum Plan.

Im Vorderfach der Computertasche fand sie einen rosa schimmernden Geldbeutel, vollgestopft mit Kreditkarten und verblichenen Kassenbelegen. Cora klappte den Geldbeutel auf, zog das Bargeld aus seinem Fach und zählte es. Fast dreißig Dollar. Sie verstaute auch die Geldscheine in der Tasche ihres Kleids. Vielleicht hatte sich James ja nicht die Mühe gemacht, das Geld zu zählen. Sie würde es in ihrer Geldschatulle aufbewahren, bis er danach fragte, wozu es womöglich nie kommen würde. James hatte keine Ahnung, wie kostspielig es war, einen Haushalt zu führen.

Sie seufzte erneut, diesmal noch tiefer, und reihte die persönlichen Gegenstände des Mädchens ordentlich auf dem Tisch auf. Bei jedem von ihnen juckte es sie in den Fingern, aber sie beherrschte sich und holte aus der Schublade neben der Spüle ihre Gummihandschuhe, zog sie an und wischte alles mit einem sauberen Handtuch ab.

Als sie damit fertig war, öffnete sie die Mülltüte, warf die Sachen wieder hinein und schleppte sie nach draußen hin-

ter die Scheune. Der Himmel war weitgehend blau, nur im Westen brauten sich Gewitterwolken zusammen. Sie beeilte sich besser, bevor es anfang zu regnen. Nachdem sie die Tüte an die Scheunenwand gelehnt hatte, schichtete sie Holz in der Feuerstelle auf und hatte kurz darauf ein flackerndes Feuer entfacht.

Cora nahm den Computer aus der Tüte, legte ihn auf den Boden und ging in die Scheune, um ihre Schutzbrille und einen Vorschlaghammer zu holen.

Es würde guttun, das Ding zu vernichten, das ein solches Begehren in ihr auslöste. Begehren war schlecht.

Das Feuer wurde heiß hinter ihr, es flackerte und spie Funken. Der Wind frischte auf. Sie hob den Hammer und machte sich bereit, unter Einsatz ihres ganzen Gewichtes dieses Objekt der Versuchung in tausend Stücke zu zerschlagen und es anschließend mit den restlichen Gegenständen zu verbrennen.

Aber irgendetwas hielt sie zurück.

Sie wollte es nicht tun.

Cora holte tief Luft. Ihr blieb keine andere Wahl. James war überaus deutlich gewesen in seinen Anweisungen, und wenn sie diese nicht befolgte, würde sie es zu spüren bekommen.

Warum wurde sie immer wieder von dem Verlangen heimgesucht, ungehorsam zu sein? Es würde sie noch einmal in ernsthafte Schwierigkeiten bringen.

Sie legte den Hammer beiseite, trat ein paar Schritte vom Feuer weg und spähte zu dem mit Brettern zugenagelten Fenster des Wohngebäudes hinüber. Es war ihr zuwider, wie es die Fassade verunstaltete, als hätte jemand dem Haus ein Auge ausgestochen. Geistesabwesend kaute sie auf ihrer

Lippe herum, während sie krampfhaft überlegte, was sie tun sollte.

Nachdem sie zu dem Hammer zurückgegangen war, hob sie ihn ein zweites Mal. Er fühlte sich noch schwerer an als zuvor.

Sie schluckte. Dann schleuderte sie das Werkzeug unwillkürlich davon, als hätte sie ihren Körper nicht mehr unter Kontrolle. Der Hammer scheppte seitlich gegen den Traktor, und das Geräusch hallte durchs ganze Tal.

Cora eilte sofort zum Traktor, um den Schaden zu begutachten, voller Angst, schon wieder etwas kaputt gemacht zu haben. Aber das Werkzeug hatte nur eine kleine Delle hinterlassen. So etwas würde James nicht auffallen.

Sie atmete erleichtert auf.

Alles war in bester Ordnung. Alles war gut.

Sie blickte sich um, als könnte jemand sie beobachten und an James verraten. Dann legte sie den Computer hastig zurück in die Mülltüte, drehte deren Öffnung zu und rannte mit ihr zurück zum Haus. Dort riss sie die Küchentür auf und eilte die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Vor dem Kleiderschrank kniend, schob sie die schweren, nach Mottenkugeln stinkenden Kleider beiseite und stopfte die Mülltüte ganz nach hinten.

Dort würde James niemals nachsehen.

Sie setzte sich keuchend aufs Bett und hob langsam den Blick zum Kommodenspiegel. Ihr Gesicht war gerötet und verriet Entsetzen über ihre Tat. Noch nie hatte sie sich ihm derart offen widersetzt.

Aber sie musste diese Gegenstände einfach besitzen, diese Schätze aus einer anderen Welt. Ihr war klar, dass es eine Sünde war, sie zu behalten, doch diese Sünde erschien ihr

klein und unerheblich. Solange die Sachen nie gefunden wurden.

Vor allem nicht von James.